Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 18 (1914-1915)
Heft: 12

Artikel: Philontis : eine Erziehungsschrift des 18. Jahrhunderts
Autor: Benz, Emilie
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-662757

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Philontis,

eine Erziehungsschrift des 18. Jahrhunderts.

Von Emilie Benz, Zürich.

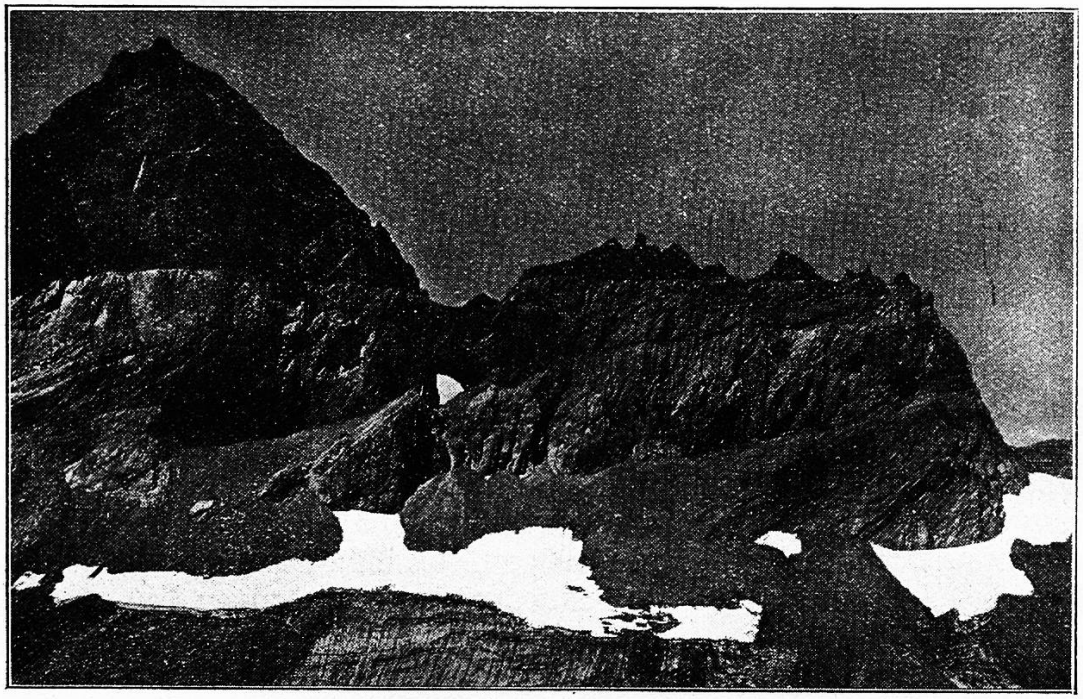
Jahrhundertelang war die Bildung der Mädchen vernachlässigt worden. Erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zeigten sich in den Kreisen der Gebildeten Bestrebungen zur Verbesserung der trostlosen Zustände. So wurde auch in den Verhandlungen der 1762 gegründeten helvetischen Gesellschaft, die sich wiederholt mit pädagogischen Fragen beschäftigte, der Wunsch nach einer besseren Erziehung der weiblichen Jugend laut. Der berühmten Präsidialrede des Zürchers Professor Füßli folgte ein Jahr später — 1783 — die Erziehungsschrift eines ebenso eifrigen Mitgliedes der Gesellschaft, des Chorherrn Franz Philipp Gugger von Solothurn. Wie der Verfasser bekennt, verdankt die „Kurze Geschichte der Philontis mit moralischen, kritischen und satyrischen Anmerkungen" ihre Entstehung dem „allgemeinen Reformationsgeist, der die Gemüter der Menschen in eine beständige Bewegung setzt und fast alle Stände angreiffet."

Zwar faßt Gugger nur das Bildungsbedürfnis der patrizischen Weiblichkeit ins Auge. Die Kultur der Aufklärung, der „aufgeheiterten Vernunft", wie er sie nennt, hatte zunächst nur Bedeutung für die höheren Stände gewonnen. Auch seinen in gleichem Sinne literarisch tätigen Zeit- und Standesgenossen (es seien hier die Zürcher Professor Heinrich Füßli und Chorherr Leonhard Usteri, ferner Professor Sulzer von Winterthur in Berlin und der Luzerner P. Joseph Ignaz Zimmermann genannt) lag die Idee einer allgemeinen Mädchenbildung noch fern. Aber unter dem Einfluß der Pestalozzischen Pädagogik wuchsen sich diese Bestrebungen später mehr und mehr zu einer Aufgabe des Staates aus, und die Schaffung einer allgemeinen Volksschule sicherte dann auch den Mädchen ihren Anteil an den Bildungsgütern.

„Der gelehrte Gugger," wie er von seinen Zeitgenossen genannt wurde, bekennt sich zu der „menschenfreundlichen" Glückseligkeitstheorie, die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts auf der Grundlage Rousseau'scher Ideen eine neue Epoche des Erziehungswesens einleitete. Er bespricht die Fragen der Mädchenbildung mehr von einem idealen Standpunkt aus, knüpft aber in seinen „Charakteren, Bildern und Begebenheiten" doch immer wieder an die Verhältnisse seiner patrizischen Umgebung an und bietet somit ganz interessante Einblicke in die gesellschaftlichen Zustände der alten Städtearistokratien. Die vielen dem Zeitgeschmack Rechnung tragenden Abschweifungen ins klassische Altertum und in die Gefilde der Schäferidylle, und das ganze gelehrte Beiwerk, mit dem der Verfasser seine Ausführungen begleitet, stellen zwar die Geduld der Leser auf eine harte Probe. Auch will der Verfasser sich seine Sprache, auf die der Solothurner Dialekt merklich abfärbt, nicht vorwerfen lassen. „Ich bin ein Schweizer, und folglich ein freyer Mann, und schreibe also, wie es mir gefällt; wenn man mich nur verstehet, so bin ich zufrieden." .... Aber trotz all dieser Schwächen ist Guggers „Philontis", ein Büchlein, das als Dokument gewisser Zeitströmungen heute noch Beachtung verdient.

Philontis, das Idealbild einer jungen wohlerzogenen Patrizierin, steht

im achtzehnten Lebensjahr, also in einem Alter, wo „der Geist des Frauenzimmers sich in seiner größten Stärke zu entwickeln pflegt.“ Ihre religiöse Gesinnung ist gleich weit „entfernet von dem Aberglaube und allzufreyer Denkungsart“. Auf äußerliche „Andachtsübungen, die man gar oft mehr aus einer Gewohnheit, als aus Absichten, tugendhafter zu werden, verrichtet“, legt sie wenig Gewicht. Sie besitzt auch Mutterwitz und weiß die jungen „süßen Herren, die Stutzer und Freygeister“, die sich ihr in schmeichlerischer Absicht nähern, in recht pikanter Weise abzufertigen. Ihre verständigen Eltern betrachten „die Arbeit als eines der nötigsten Stücke in der Kinderzucht.“ So ist die Philontis nicht bloß mit guten Kenntnissen ausgerüstet, sondern auch wohl bewandert in der Hauswirtschaft. Sie „ist die getreueste Gehülfin ihrer Mutter, spinnt und nähet und verrichtet alle Arbeit, welche



Tschingelhörner mit Martinsloch.

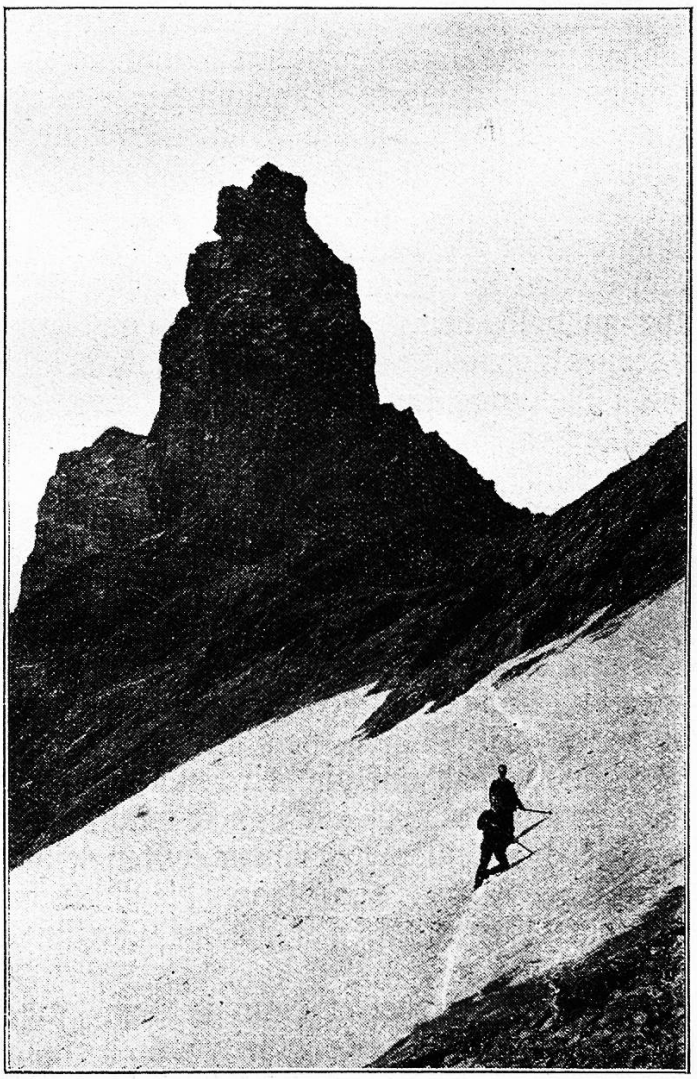
Phot. E. Lee.

ihrem Stande angemessen ist.“ Sie legt über Einnahmen und Ausgaben in der Haushaltung gewissenhaft Rechnung ab und fertigt auch die Kleider „selbsten“ an oder weiß sie doch anzuordnen. So ist sie auch immer gut gekleidet, denn der Verfasser ist durchaus nicht der Meinung, daß „die Weibsbilder ihre natürlichen Schönheiten nicht mit anständigen Verzierungen sollen begleiten dürfen“, nur sollen sie in diesen Bestrebungen nicht aufgehen.

Mit scharfen Worten wendet sich Gugger gegen die Modethorheiten, den Luxus und den Müßiggang gewisser patrizischer Frauenkreise, die sich in Solothurn, der stolzen Stadt der Ambassadoren, im blinden Nachäffen französischer Salonkultur gegenseitig zu überbieten suchten. Das Tragen von Reifröcken, von langen mit seidenen Spitzen, Hermelinen und anderm Pelzwerke kostbar besetzten Mänteln sei zu einem wahren Landesschaden geworden, zu „einem schädlichen Strom, der täglich mit großem Wuthe in fast alle Staaten sich ausgeußt.“ Darunter leide besonders das Hauswesen, „denn mit Moußeline, Batiste, seidenen Handschuhen kann man nicht in Küche und

Keller gehen und läßt diese Geschäfte als Kleinigkeiten den Dienstboten über." Die Damen haben ja den ganzen Morgen „in Anziehung ihrer Kleider zuzubringen und am Nachmittag haben sie sich für die Gesellschaft am Abend zu rüsten ... Heute, da der Müßiggang zur Mode geworden ist," klagt er, „sehen es etliche für hochadelich an, wenn sie den ganzen Tag müßig sitzen und ihre Hände fast nichts anderes arbeiten, als daß sie den Schmuck anlegen und die Spielkarten manövrieren." Die Frauen der heiligen Schrift, die Mütter, Gemahlinnen, Töchter und Schwestern von Königen und Kaisern der antiken Welt und des Mittelalters läßt er in stolzem Zuge an diesen Müßiggängerinnen vorüber ziehen und schildert in unterhaltsamen Anekdoten, wie sie „eigenhändig" Brot gebacken, gekocht, gesponnen, gewoben haben, ja er reist vom dänischen Königshofe „in Gedanken bis in China" zum Kaiser Yong-Lo, um ihnen die Überzeugung beizubringen, daß Arbeit auch dem vornehmsten Frauenzimmer wohl anstehe.

Das Gegenstück zur Modenärrin, der patrizische Müßiggänger, „der süße Herr", wird gerechter Weise von seiner herben Kritik auch erreicht. Seine Ausführungen, die sich zu einer eigentlichen Anklageschrift wider das unfruchtbare aristokratische Regiment verdichten, sind nichts anderes als das



Segnes-Paß, 2625 m, mit Tschingelhorn. Phot. E. Lee.

Echo der Verhandlungen im Schoße der helvetischen Gesellschaft. Schon 1773 hatte sich Gugger als Jahrespräsident in seiner Rede mit aller Entschiedenheit gegen gewisse Auswüchse des patrizischen Regiments ausgesprochen, gegen die Stellenjägerei und Ämtersucht, gegen das „niederträchtige Schmeicheln" und den Untertänigkeitssinn. Freilich stellt keiner seiner kritischen Gedankengänge die Herrschaft des Patriziates selbst in Frage. Wie er, der Freund des reformierten Pfarrers Lavater in Zürich, in Treue festhält an den Dogmen und am Kultus seiner Kirche, so ermahnt er auch seine Leser immer wieder zur Ehrerbietung gegen die Obern, denn „mit der Religion und der Oberkeit soll man in keinem Falle scherzen." Wohl kennt er „keine andere Politik als diejenige, welche die Menschen glücklich macht", aber diese Politik ist das geheiligte Vorrecht des Patriziates und so klingt seine freimütige Schinznacher Rede doch wieder in die Mahnung aus, „den pflichtmäßigen Tribut einer ungeheuchelten Hochachtung denjenigen zu bezahlen, die so aus freyer Großmuth für unsere Glückseligkeit wachen."

Wie manche seiner gleichstrebenden Zeitgenossen, die den Niedergang des Patriziates beklagten, war auch Gugger in dem naiven Glauben befangen, eine bloße Erziehungsreform genüge, das veraltete Regiment der Aristokraten neu zu beleben und für die Aufgaben der Zeit tüchtig zu machen. Bei den Jünglingen, „so dem Staat gewiedmet sind," bei den Anwärtern der patrizischen Ehrenstellen, hätten diese pädagogischen Bemühungen einzusetzen, um das Staatswesen wieder zu verjüngen. Zunächst handelte es sich darum, „die Reisen Eidgenössischer Jünglinge mit Nuzen auf ihr Vaterland einzuschränken," wie der Vorschlag lautet, mit dem sich die helvetische Gesellschaft schon 1769 beschäftigte. Mit der Entrüstung eines ehrlichen Patrioten geißelt Gugger in der „Philontis" die beliebte Manier, die Bildung der jungen Patrizier bloß durch Reisen in fremde Länder, durch den Erwerb einer rein äußerlichen Politur zu vollenden. „Die Zunge (des jungen Patriziers), die in Paris sich naturalisierte, hat das schwere Joch der deutschen Sprache gänzlich abgeworfen. Was man im übrigen artiges, annehmliches, liebliches, höfliches und anzügliches in Paris antrifft, das äffet dieser junge Herr nach allen seinen Kräften nach ... Die Perruquiers, die Spitzenflechter, die Quinquallerie oder Geschmeiskrämer, die Marchands de Mode, diese waren jene wichtigen Leute, welche seinen Beobachtungsgeist unaufhörlich beschäftigten. Die Policey, welche eine so erstaunliche Menge der Menschen zu Paris in einer beständigen Ordnung erhält, hat er bis dahin als eine Sache betrachtet, die für sich selbst und ohne Mühe sich ausübet. Die Büchersäle hat unser junge Herr gar niemal besucht ... Mit einem Wort, der junge Herr hat in seinen Reisen weder auf die Policey, noch auf das Finanzwesen, noch auf gute Gesetze und Gebräuche, noch auf die Kirchendisziplin und gute Sitten, noch Wissenschaften und Künste, noch auf andere nützliche Dinge, welche der Gegenstand und die Früchten einer Reise seyn sollten, eine Aufmerksamkeit gemacht." Das seien, klagt Gugger, dann später die Beamten, „so dem Staat beynahe in nichts anders dienen, als daß sie die Einkünfte desselben verzehren."

Mit sichtlichem Behagen zeichnet er dann in dem „tugendhaften Jüngling Damas" den jungen Patrizier, wie er sein soll.

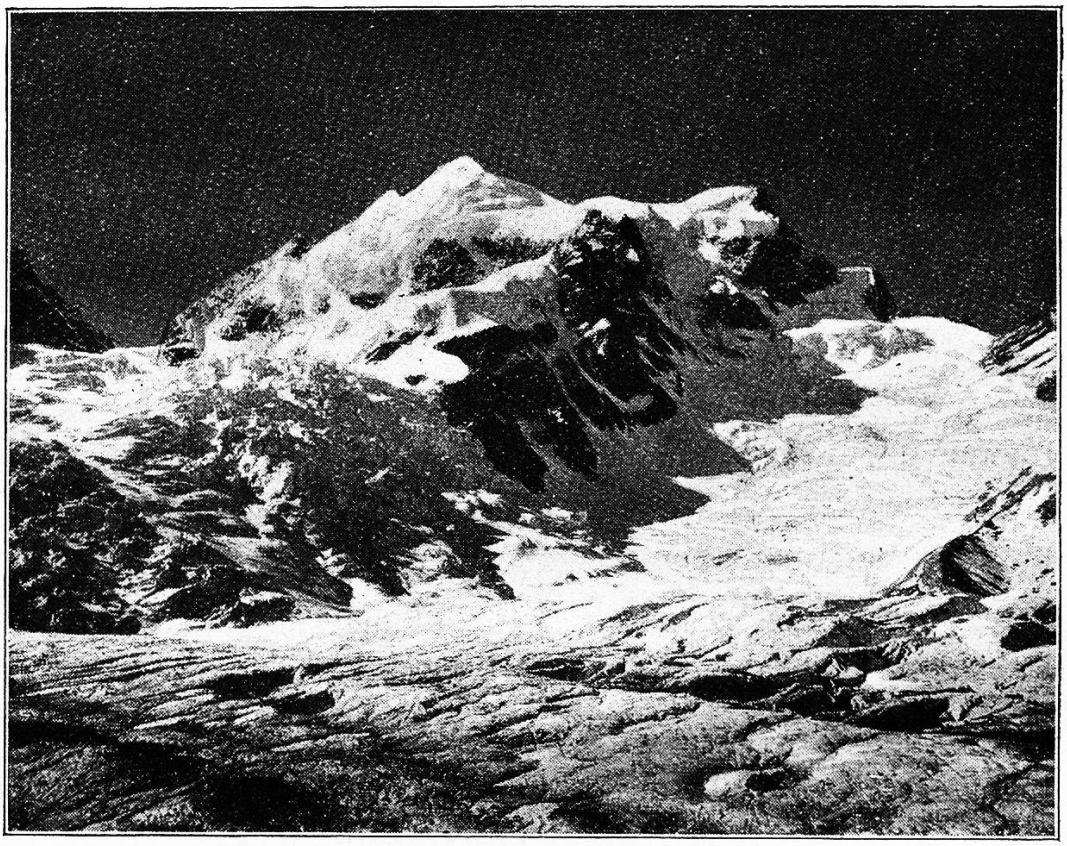
Damas „sah vor, daß er einstens das Glück haben werde, ein Mitglied jenes Standes zu seyn, dessen wesentliche Pflicht ist, andere Menschen glück-

lich zu machen," und emsig trachtete er darnach, „die Kräften seines Geistes mit allen denjenigen Erkenntnissen zu bereichern, die einstens vermögend seyn werden, die allgemeine Wohlfahrt zu beglücken."

Damas ist der Auserwählte der Philontis und „von den Ältern bestimmet, die Philontis zu heurathen." Die junge Patrizierin „ist aufrichtig und scheute sich nicht, zu sagen, daß sie zu heurathen gedenke, nicht wie andere, die eine Gleichgültigkeit erheucheln unter einem sanft schleichenden Lächeln."

Die Freundschaft der beiden jungen Leute wird um so inniger sein, „weil Damas, der ein Liebhaber der Wissenschaften ist, an Philontis erfahren wird, daß ein Frauenzimmer gelehrt seyn könne, ohne zugleich pedantisch zu seyn, und daß die Haushaltung neben Lesung schöner Bücher könne geführt werden."

Hier kommt nun Gugger auf die Frage, „ob das Frauenzimmer auch den Wissenschaften sich widmen solle" und antwortet mit einer für seine Zeit



Piz Roseg, 3943 m, Kt. Graubünden. Phot. E. Lee.

ganz überraschenden Bestimmtheit: „Wenn man die Wissenschaft eine Fertigkeit heißet, alles dasjenige, was man behauptet, aus unumstößlichen Gründen, unwidersprechlich darzutun, so wäre es ebenso viel gefraget, als ob die Weibsbilder auch ihren Verstand brauchen sollen. Ich finde gar keinen Grund, warum man den Weibsbildern die größte Glückseligkeit in diesem Irdischen, das ist sich in Wissenschaften zu üben, absprechen soll."

„Gewiß ist," meint der Verfasser, „daß die Natur keinen Unterschied zwischen dem Verstande des Frauenzimmers und der Mannsbilder gemacht hat; ja die Fähigkeit des Verstandes eines Weibsbildes hat öfters einen weit

ausgedehnteren Gesichtskreis." So selten ein gelehrtes Frauenzimmer sei, so finde man doch „Weibsbilder, die einen guten Geschmack an den Wissenschaften haben; ja viele Lehrer der Wissenschaften in der Denkungsart übertreffen." Unter Hinweis auf viele Lehrer, welche die Jugend ganze Jahre hindurch mit unnützen und albernen Questionen martern, möchte er das Lehramt „dem vernünftigen Frauenzimmer" anvertrauen, das „gewiß der Jugend nicht einen verdorbenen Geschmack beybringen" würde. „Aber," setzt er bedauernd hinzu, „bis dahin hat man dem Frauenzimmer das Lehramt nicht vielfältig anvertrauet."

Es ist interessant, wie Gugger, der sich in seiner Schinznacher Präsidialrede ganz offen zu den Lehren Rousseaus bekannte, in der Bewertung der weiblichen Persönlichkeit doch einen ganz andern Standpunkt einnimmt. Wenn Rousseau sagt: „Die Frau ist bestimmt, dem Manne zu gefallen," so gibt Gugger allerdings zu, daß bis dahin eine Tochter kaum einen andern Weg, ein anderes Mittel gehabt habe, im Leben „zu Ehren, Ämtern, Einkünften und dergleichen zu gelangen, als „durch eine Heurath". Wer will es also ihnen übel ausdeuten, wenn sie sich nach den Männern richten, wie sie wirklich sind, und nicht wie sie sein sollten?" Aber in bemerkenswerter Unbefangenheit rollt er im Rahmen der patrizischen Lebensverhältnisse die Frauenberufsfrage auf und tritt ein für die selbständige berufliche Arbeit als befriedigenden Lebenszweck auch für das weibliche Geschlecht. Ja, in geradliniger Verfolgung seines Gedankenganges gelangt er schließlich dazu, für die Frauen den Anspruch auf die bürgerliche Gleichberechtigung mit dem Manne zu erheben.

„Den Weibsbildern gibt man keine Staatsämter. Im militärischen wird ihnen die Herzhaftigkeit abgesprochen, in Künsten und Handwerken sind sie nicht zünftig, mit einem Worte, zu allen öffentlichen Ämtern und Einkünften ist ihnen der Weg abgeschnitten. Aber die Schönen sind die Helfte des menschlichen Geschlechts; also sollten die Mannsbilder die Ehren und Vortheile auch in die Helfte mit denlelben theilen. Mich dünkt, es klingte öfters eben so wohl, eine Staatsfrau, als ein Staatsmann."

Es sei verwunderlich, fährt er fort, daß von den Vielen, „die sich an der Staatskunst halb melancholisch gestudirt haben," dies keinem eingefallen sei als dem griechischen Staatsmann Plato. Und nun zeigt der gelehrte Gugger, wie der größte der griechischen Denker in seinem Idealstaate für die absolute Gleichstellung der Frauen eintritt. Einmal sollen sie in Fällen der Not das Vaterland schützen gleich den Männern und sich dafür durch körperliche Übungen vorbereiten. „Und da die Staatskunst keine andern Absichten als die allgemeine Wohlfahrt zum Gegenstande habe, so dehnet Plato Tugend, Verstand und allgemeine Wohlfahrt in einem vollen Maße über das ganze menschliche Geschlecht aus" und in seiner Republik kann die Weisheit der Frauen „sich allenthalben zum Besten des gemeinen Wesens entfalten."

„Vielen Weibern", fügt Gugger bei, „fehlt nichts als der Staatsrock, so würde man sie als Mütter des Vaterlandes verehren."

Im übrigen habe Plato mit seinem Entwurf eigentlich nichts Neues gebracht. Die tägliche Erfahrung beweise, daß die Schönen in den Staatsgeschäften ihre Hand im Spiele haben. „An vielen Orten ist der Mann der Zeiger an der Uhr, und die Frau die Triebfeder." Plato aber wolle, daß die

Schönen unmittelbar und in aller Öffentlichkeit an der allgemeinen Staatskunst und folglich auch an den Ehrenbezeugungen Anteil nehmen sollen.

Große Erwartungen knüpft Gugger an die Verwirklichung dieser Ideen. „Durch die gemeinsame Arbeit der Geschlechter würde die allgemeine Wohlfahrt gefördert, die Weisheit des ganzen menschlichen Geschlechtes erhebet, und das Geschicke würde in abwechselnder Gunst bald diesem bald jenem Geschlechte die süßen Früchte der Weisheit ertheilen."

Bevor Gugger seinerzeit die „Kurze Geschichte der Philontis" im Drucke herausgab, hatte er als „Leibarzt" den gelehrten und berühmten Arzt Johann Georg Zimmermann in Brugg konsultiert. Nachdem er einen Teil der Geschichte im Manuskript gelesen hatte, schrieb der Verfasser des „Nationalstolzes" dem Solothurner Chorherrn: „Das Gemäld, obschon es weiblich ist, dünkt mich voll starker und männlicher Züge; Sie sind ein ausnehmend guter moralischer Beobachter: Sie wissen Ihre Gedanken recht ins Kurze zu fassen; aber Sie müssen sich eben wie ich, einen sanften Ton angewöhnen, wenn Sie sich bessern wollen." Dazu meldet Gugger im Vorwort: „Ich bin der guten Erinnerung meines schätzbarsten Freundes gefolget." Er schließt denn auch die Schilderung des Platonschen Idealstaates mit einer milden Wendung, die offenbar die zum Widerspruch gereizten Leser beschwichtigen soll.

Aber im Vorwort findet sich die Stelle: „Ich schrieb, wie ich noch jetzt denke: ich setzte kein einziges Wort in meine Schrift, welches nicht von der Bewegung meines Herzens entstund." Dieses Bekenntnis gibt uns das Recht zu der Annahme, daß es sich bei seinen Ausführungen über den Anteil der Frauen am staatlichen Leben nicht bloß um eine gelehrte Huldigung handelt. Die „Philontis", die „so nachdrücklich die Arbeit und Haushaltungskunst dem Frauenzimmer anbefohlen" hat, anderseits dem weiblichen Geschlecht auch einen Wirkungskreis im Berufs- und Staatsleben eröffnen möchte, ist ein Zeugnis für die ernsten und redlichen Bemühungen des Solothurner Chorherrn, die Frauenbildungsfrage als ein Ganzes zu erfassen und mit seiner menschenfreundlichen Welt- und Lebensanschauung in Einklang zu bringen.

Der König der Meeresfauna.

Hochsee-Erinnerungen von A. Theinert, Zürich.
Mit 3 Originalzeichnungen eines Nordpolfahrers.

Mir war's eine gute Weile verteufelt schlecht gegangen im Lande Onkel Sams, und nach allerlei vergeblichen Versuchen, mich auf dem festen Lande wieder in die Höhe zu rappeln, ließ ich mich schließlich in New Bedford als Matrose anwerben.

Aus diesem Hafen (im nordamerikanischen Staate Massachusetts) segelte damals noch eine zahlreiche Flotte von Voll- und Barkschiffen, von Briggs und Schuners auf den Walfischfang, und eine vom Glück begünstigte Jagd auf die Riesen-Zetazeen warf, bei den vor der Herrschaft des Petroleums hohen Tran- und Sperm-(Walrat-)ölpreisen, für die Beteiligten ganz nette Gewinne ab. Mir, der ich als „Greenhorn" (unerfahrener Neuling) geheuert hatte und erst gegens Ende der vierzig Monate währenden Fahrt zum Harpunier aufgerückt war, wurden nach der Heimkehr bare 1100 Dollar von den Reedern auf den Tisch gezählt. Das war allerdings ein außergewöhnlich gün-